



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Madrid im Jahre 1845.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Madrid im Jahre 1845.

Physiognomien der spanischen Städte. — Sevilla und Barcelona. — Madrid. — Der alte Adel und die Gelbaristokratie. — Chocolate und Thee. — Die conservativen Bettler. — Das goldene Zeitalter der Mönche. — Die Soldaten ohne Sold. — Barmherzigkeit der Madrider Damen. — Die Reformen der Toilette. — Ein Blaustrumpf aus der Havanna. — Theaterzustände. — „Er muß auf's Land“ und die Cameraderie. — Die italienische Oper in Madrid und die Stiergefächte. — Alte und neue Sitten. — Moderne Widersprüche. — Triumph und Bedeutung des schwarzen Fracks.

Ein berühmter englischer Reisender sagt, in Spanien machen zwei Mal zwei nicht vier; und in der That scheint dieses Paradoxon sehr glücklich die wilde Regellosigkeit des heutigen Spaniens zu bezeichnen. Da ist Nichts verlässlich, Nichts zu berechnen; Alles unerwartet, unbewußt und überraschend. Die wüthendsten Parteigänger wissen kaum ihren nächsten Zweck zu nennen. Von allen Seiten Umsturz, Auflösung, Unsicherheit; der harmlose Krämer weiß nicht, wenn er eine Elle Tuch verkauft, ob er nicht mit einem Edict von gestern oder einer Ordonnanz von morgen in einen gefährlichen Conflict geräth. Der alte nationale Typus wird immer mehr verwischt und die verschiedenen Stände vermischen sich, nicht zu einem harmonischen Ganzen, sondern zu einem formlosen und farblosen Gemengsel nichtsagender Atome.

Indeß haben einige Stände im Innern des Landes noch etwas von dem unauslöschbaren altspanischen Gepräge bewahrt. Cordova, mit seiner maurischen Kathedrale und seinen Tauben, die auf der Straße spazieren, erinnert immer noch an das fünfzehnte Jahrhundert; Toledo mit seinen schweigsamen Straßen und zahlreichen Klöstern gemahnt an die Monarchie Philipps des Zweiten;

und Sevilla, die Coquette, die sich im Guadalquivire spiegelt, die leichtsinnige, verliebte, carnevalsüchtige, unverbesserliche Andalusierin, Sevilla wimmelt immer noch von Abenteuern, wie ein Kapitel von Gil Blas oder eine Reisenovelle von Heine.

Dagegen sind die Küstenstädte durch ihre geographische Lage und ihre Handelsbeziehungen allmählig dem fremden Einfluß immer mehr erlegen; da verschwinden die nationalen Traditionen, eine nach der andern, wie romantische Schatten vor dem Gaslicht profaischer Neuerung. Barcelona, das spanische Hamburg, hat kaum noch einen katalonischen Zug in seiner Physiognomie; es ist eine Mosaik mittelländischer Völkerschaften; der Engländer aus Malta, der Grieche aus Livorno, der Provenzale aus Toulon und der Jude aus Solonichi oder Smyrna, das sind die Tonangebenden, die Honoratioren in Barcelona. Eben so hat Cadix — besonders seit seiner militärischen Besetzung durch die Franzosen — kaum noch eine schwache Reminiscenz altcastilischer Herrlichkeit; eine Promenade von Orangenbäumen und die leuchtenden Augen der Frauen, das ist das einzige bischen Spanisch hier, was die Zeit nicht vertilgen konnte. Gibraltar ist bekanntlich eine englische Hafenstadt.

Madrid ist voll von Gegensätzen und Inconsequenzen. Madrid ist wie ein mittelalterlicher Don, den man plötzlich und gewaltfam in den französischen Frack gesteckt hat. Hier vor Allem fühlt man jenen Kampf zwischen Gegenwart und Vergangenheit, der jenseits der Pyrenäen so viele Köpfe verrückt; die Sitten haben noch einen starken feudalen Beigeschmack, die Geseze dagegen sind quasticonstitutionell. Es ist ein chronischer Krampf und ein erbittertes Ringen zwischen nationalen Institutionen, die sich fast überlebt haben, und zwischen fremden Reformen, die noch nicht recht verstanden werden; ein Uebergangszustand, der damit enden wird, daß Spanien seine Originalität, seine Poeste, seinen Fanatismus und seine pittoresken Lumpen einbüßen und dafür Kleinkinderbewahranstalten, Fabriken, Eisenbahnen und unmalerische Proletarielumpen gewinnen wird.

Diese Einflüsse lassen sich im Leben und Treiben von Madrid bedeutend spüren. Mehr als Ein Edelmann aus altem Hause affectirt die größte Verachtung gegen seine Ahnen, und um seine philosophische Aufklärung voll zu machen, speculirt er an der Börse

und „macht“ in Cochenille. Die sogenannten gebildeten Klassen sind dem Geiste der Zeit gefolgt; der Adel existirt nur noch auf dem Pergament, die wahre Aristokratie haftet an Dublonen und Pfastern.

Die prachtvollen Paläste, wo einst die adeligen Familien hausten, sind jetzt größtentheils parcellirt und dienen mehreren bürgerlichen Familien zur Wohnung. Kaum daß noch einige Granden, wie der Herzog von Osanna und der Herzog von San-Fernando, den erblichen Wohnsitz ihrer Vorfahren pietätsvoll fortbewohnen. Aber diese Edelleute sind auch Millionäre, die unter der ruinirten Noblesse von Spanien eine Ausnahme bilden. Ueberhaupt aber verliert sich der Adelsstolz vor dem Geiste des Handels und der Industrie. Sonst rühmten sich selbst Bastarde in Spanien ihrer adeligen Abkunft „ohne Flecken,“ jetzt denken kaum die legitimen Adelsköhne daran, sich eine besondere Ehre daraus zu machen.

Jene Fragen über Geburt und Herkunft, die sonst unübersteigliche Grenzlinien zwischen einzelnen Häusern bildeten, haben in der Madrider Gesellschaft ganz aufgehört. Mehr als eine Mesalliance, die einst für monströs gegolten hätte, wird heutzutage geschlossen, ohne das geringste Aufsehen zu machen. Wenn der junge Don sein Erbtheil verschwendet hat, wirbt er um eine reiche Erbin, ohne sich viel nach ihrem Stammbaum zu erkundigen. Nicht das Blut will er kennen, das in den Adern seiner Braut rinnt, — ihre Rente, das ist die Hauptfrage.

Die hohe Handels- und die reiche Bürgerwelt bestrebt sich nach dem Vorbild des Madrider Adels, auch die altmodischen spanischen Gewohnheiten abzulegen und sich auf englischem oder französischem Fuß einzurichten. Wer den geringsten Anspruch auf Lebensart macht, hütet sich, um Mittag zu Mittag zu essen, oder auf deutsch zu diniren, denn dies wäre gegen alle moderne Aufklärung; die einst so berühmte spanische Chocolate hat, als ein unzeitgemäßes Getränk, dem Kaffee weichen müssen, und in gewissen Bürgerfamilien setzt man einen Stolz darein, jeden Abend seinen Gästen einen Ocean von Thee in den Leib zu gießen, gerade wie es unter dem Nebelhimmel Londons Mode ist. Die am weitesten vorgeschritten sind, affectiren sogar einen unaussprechlichen Abscheu gegen die Stiergefichte und gehen lieber ins Theater del Principe

um ein überseztes Drama von Dumas oder Victor Hugo zu sehen, wo eben so viel Blut fließt, als beim Stiergefecht, aber feiner, literarischer.

Nur im gemeinen Volke hat sich noch der spanische Geist erhalten. Auf dieser breiten untersten Stufe der gesellschaftlichen Leiter sitzen noch gewisse typische Gestalten, die in Spanien unvergänglich und ewig dieselben zu sein scheinen; da ist z. B. der Barbier, der sich noch nicht, wie in Frankreich und den französischen Ländern, zum Coiffeur promovirt hat. Dann der Gallego oder Stenstecher, der immer unfehlbar aus Galizien sein muß, wie der französische Wasserträger aus der Auvergne. Dann unter den Weibern die Manola, die einige Touristen mit der Grifette verwechselt haben, während sie mehr dem Fischweib ähnlich ist. Endlich kommt der unwandelbare Typus des spanischen Bettlers, der noch derselbe ist, wie zu Michel Cervantes Zeiten, genähsig und ausgehungert, kriechend und arrogant, stoisch und epikuräisch zugleich. Den findet ihr noch immer, wie einst, als gebeugte Karyatide an den Kirchthüren stehen, mit kläglichem Stimm Ihr Gnaden um einen Maravedi ansehend, und immer noch sein rechtes oder linkes Bein ausstreckend, welches er heroisch mit künstlichen Wunden ausgestattet hat, um die frommen christlichen Seelen zu rühren. Oft auch, wie sonst wenn er sein Tagewerk vollbracht, wirft er plötzlich seine Krücken hin und hüpfet in die erste beste Kneipe, wo er ein köstliches Abendessen einnimmt und den besten Valdepenas durch die Gurgel jagt.

Nur Ein Punkt hat sich, durch die Versuche socialer Wiedergeburt, im Leben des Madrider Bettlers wesentlich geändert: er hat die Mönche verloren, die geliebten und großmüthigen Mäcenaten seiner freien Kunst. Sonst ernährten die Klöster täglich die ganze Bettlerbevölkerung Spaniens; darum sind auch heutzutage die Lumpe und die Bagabunden die größten Feinde der neuen Ordnung und die lautesten Reactionsprediger.

In der That eine radicale Veränderung im Madrider Leben ist durch das plötzliche Einschmelzen der Anzahl von Mönchen eingetreten, welche sonst die Hauptstadt Ihrer katholischen Majestät überfüllten. Seit undenklichen Zeiten, und noch unter Ferdinand VII., gab es kaum Ein Haus in Madrid, in welchem sich nicht ein

Mönch als unerläßlicher, beständiger Familien- und Tischgenosse, als Schutzpatron, Hausfreund und major domus in jeder Beziehung einquartirt hätte. Das war überall eine wichtige Person und mit den verschiedensten Aemtern betraut; übrigens hielt er regelmäßig seine vier Mahlzeiten. Aber trotz seines sprichwörtlichen Leckermauls konnte man den heiligen Mann doch nie einen Schmarotzer nennen; er suchte sich auf jede Weise nützlich und angenehm zu machen. Er unterrichtete die Kinder im Abc, im Katechismus und in den vier Rechenpecies; manchmal spielte er auch Guitarre und girtte dazu andalusische Arien, oder er machte sich in der Küche zu thun und ließ sich herab, kantharidenscharfe Ragouts höchst eighändig zu bereiten; im Allgemeinen gab er dem Manne gute Rathschläge, der Frau Bonbons und der Duenna seinen Segen. War's ein studirter Mönch, so citirte er Aristoteles, trug eine Brille und spielte den Hausarzt; war's aber ganz einfach ein braver Mönch, der seine Schuldigkeit that, so mästete er sich. In beiden Fällen jedoch pflegte er sich fleißig mit der Frau vom Hause einzuschließen und stellte sorgsam seine Pantoffeln vor die Thüre, um nicht vom Ehemann gestört zu werden.

Heutzutage jedoch ist Madrid nicht mehr das Eldorado der Pfaffen. Wie es in einem Lande natürlich ist, wo die Revolution sich permanent erklärt hat und dann und wann ein bischen militärische Oligarchie herrscht, haben die Mönche den Soldaten weichen müssen. Im Jahre des Heils 1845 ist Madrid weniger eine Residenz- als eine Garnisonsstadt.

Und doch können wir versichern, so sehr man im Vaterlande des Sid kriegerischen Muth liebt und ehrt, doch führen die Militärs in Madrid kein so glänzendes Leben und haben nicht so viel Einfluß durch den Reiz ihrer Epauletten, wie einst die Mönche durch die Macht ihrer Beichtstühle. Seit dem Vertrage von Vergara ist eine Anzahl von Offizieren aus Navarra und Guipuzcoa nach Madrid geströmt, um dort ihr Glück zu machen. Die meisten haben sich durch ihre Tapferkeit unbestreitbare Anrechte auf Avancement und Belohnungen erworben; mehr als Einer von ihnen hat sein Blut reichlich vergossen vor Bilbao und bei Hernani, aber nachdem sie Don Carlos und Zumalacarreguy bestegt, haben sie's jetzt

mit einem schrecklichem Feinde zu thun: mit dem Hunger, mit der unblutigen Misere.

Und wir sprechen erst nicht vom gemeinen Soldaten, der seinen Sold wie ein Almosen nach monatelangem Darben nur zum Theil erbetteln oder ertrogen kann: nein, von Offizieren aller Grade; Capitän, Lieutenant und Serschant sind in derselben Lage, und zuweilen braucht man auch die Feldmarschälle nicht auszunehmen. Trotzdem kann man noch hie und da ein paar brillante Offiziere sehen, die, galant und beinahe weibisch aufgepußt, unter den Balkonen von Madrid ihre Pferde bäumen lassen; aber wenn sie nicht zufällig eigenes Vermögen besitzen, so kann man gewiß sein, daß ihr Glanz eben so illusorisch ist wie der manches geschürzten Berliner Lieutenants, der sich bei Spagnapani mit Kaisers füttert. Uebrigens muß man sagen, daß die spanische Regierung, wenn sie diese armen Manichäer nicht bezahlen kann, sie wenigstens mit musterhafter Höflichkeit behandelt.

Freilich kann man nicht von Höflichkeiten satt werden, und es fragt sich immer noch, wie diese Masse von Helden ohne einen Maravedi in Madrid durchkommt. Die Vorsehung, welche die Raben speist und den Spanen ihre Uniform gibt, die Vorsehung allein thut's gewiß nicht, und so groß ist die traditionelle Frugalität des Spaniers auch nicht, daß er von einer Papiercigarre des Tags leben könnte. Möge ihnen Unsere liebe Frau del Pilar helfen in dieser schweren Zeit der Noth.

Oder vielmehr die lieben Frauen von Madrid. Man weiß, das schöne Geschlecht hat von jeher für Epauletten und Tschakos oder auch Helme geschwärmt; nun gar erst, wenn unter den Tschakos oder Helmen benarbte Stirnen leuchten! Am schönsten äußerte sich diese Schwärmerie beim Tode Diego Leon's, des Husarencid's.

Die Madrider Ehemänner werfen den liebenswürdigen Castilianerinnen oft ihre gar zu große Güte gegen die Fremden vor; und so viel ist gewiß, daß die Madrider Damen nur zu schnell mit dem ersten besten Touristen vertraut werden, der ein Empfehlungsschreiben bringt, was sich unsere deutschen Reisenovellisten, die immer nur nach Rußland, Frankreich oder Scandinavien laufen, gesagt sein lassen mögen. Ewig Schade, daß Heine niemals in Spanien war! — Trotz der Anglomanie und der Gallomanie

hat sich Gottlob in Madrid noch ein Anflug maurischer Gastfreundschaft erhalten. Nicht nur, daß die Madrider Damen dir bei der ersten Begrüßung ohne Umstände das Händchen reichen: sie stellen dir gleich ihr Haus, ihren Tisch, ihre Freundschaft zur Verfügung; ihnen brauchst du nicht, wie den Ladies von Albion, dreimal vorgestellt zu sein, ehe sie dich kennen. Und aus der Freundschaft erwächst sehr oft, mit der Geschwindigkeit des südlichen Pflanzenwuchses, ein innigeres Verhältniß, welches, ohne grade Liebe und sentimentale Seelenverschmelzung zu sein, Früchte trägt, die der spanische Katechismus Todsünden nennt, aber süße, leicht abzubüßende und darum sehr populäre kleine Todsünden.

Der Geist der Reform und Nivellirung hat sich auch in die weibliche Toilette eingeschlichen; die nationale Basquina verschwindet täglich mehr, die Frauen vom guten Ton bilden sich, zu ihrem eigenen Schaden, nach den lithographirten Pariser Modenbildern; und das Schwarz, die castilische Lieblingsfarbe, wird allmählig von einer Mosaik bunter Farben verdrängt. Nur die Mantille und der Fächer sind auf dem Thron geblieben. Aber welch ein zauberisches Scepter, welch ein vielsagender Telegraph ist auch der Fächer zwischen den weißen Fingern der spanischen Sennora. Er ist ein Dragoon des Herzens, ein Herold der Liebe, ein Beichtvater, ein Wächter und Warner zu gleicher Zeit. Zwar verstehen sich die Madriderinnen nicht so ausgezeichnet auf die hieroglyphische Fächersprache, wie die Damen von Cadix und Sevilla, aber Stümperinnen sind sie eben auch nicht darin. Eben so tragen sie, trotz der Invasion nordischer Spizenhauben und Federhüte, die malerische Mantille aus Politik. Die Mantille ist eine Kleidung voll diplomatischer Schelmererei und eben so unentbehrlich wie der Fächer. Sie ist bald ein durchsichtiger, bald ein undurchdringlicher Schleier, ganz nach Belieben; die Taktik ist sehr einfach. Die Sennora tritt aus der Hausthüre; will sie erkannt sein, so schlägt sie die Mantille in die Höhe: wo nicht, wirft sie sie in drei Falten, und ist maskirt. Es ist wohl nicht nöthig zu bemerken, welche Vortheile ein solcher Schleier bietet und wie oft er, im Lande der Abenteuer und Intriguen, ärgerlichen oder blutigen Katastrophen zuvorkommt. Auch ist zu hoffen, daß die spanischen Damen diese Liebestracht noch lange nicht ablegen werden, und mehr als Eine

hübsche Sennora agitirt gegen die Einführung der Hüte, dieser häßlichen Fensterrahmen für graciöse Gesichter.

Von dem geistreichen Briefstyl und dem ästhetischen Theegeschwätz unserer norddeutschen Frauen ist keine Spur in der gebildeten Madrider Gesellschaft zu finden, und wir wissen nicht, ob man diesen Mangel sehr beklagen soll. Die sprichwörtliche Unwissenheit der Spanierinnen ist eine größere Wahrheit, als die spanische und manche andere Charte. Dies kommt daher, daß sie meist noch in Klöstern erzogen sind, wo sie Nichts als Taschentücher säumen und die Litanei singen lernen. Dafür gibt es in Madrid nur einen einzigen Blaustrumpf: Sennorita Gertrude Avellaneda, Verfasserin eines sehr wildlockigen Dramas „Alfonso Munio“ und einiger lyrischen Gedichte voll schwülstiger Langweiligkeit. Mlle. Avellaneda ist etwa 30 Jahre alt und stammt aus der Havanna, wo die trefflichen Cigarren wachsen. Dies Alles zusammen hat sie zur Löwin von Madrid gemacht, und was ihren Ruhm noch mehr erhöht, ist, daß ein deutscher Baron, der selbst schlechte Verse machte, wegen der schönen Augen dieser creolischen Corinna im Duell gefallen ist.

Wenn indessen der Blaustrumpf sich noch nicht in der pyrenäischen Halbinsel acclimatirt hat, so fängt Madrid doch immer mehr an, eine literarische Stadt zu werden; und es wird dort bald eben so viele Literaten zum Ausweisen geben wie in Leipzig. Allein abgesehen von der ernstern publicistischen Presse und den belehrenden Revuen mit dem Pfennigmagazincharakter, die seit einigen Jahren unglaublich in Schwung gekommen sind, und abgesehen von den wenigen strebenden Talenten, die eingedenk der Sonne des Cervantes und des Calderon, im Schatten ihrer Einsamkeit stehen, ist der literarische Unterhaltungsmarkt überschwemmt von einem Troß von Uebersetzern, Bearbeitern und Nachahmern, die zur Französisirung des spanischen Geistes das ihrige beitragen. Kein Pariser Feuilleton von einem nur irgend renomirten Autor, das nicht übersezt, kein Pariser Drama und Melodrama von nur einigem Bühnenglück, das nicht bearbeitet, und zwar oft noch ins Wildere und Tollere metamorphosirt würde. Gewöhnlich werden auch die Titel geändert. Einer der fruchtbarsten und geschicktesten dieser dramatischen Francesados ist Ventura de la Vega. Aber auch größere Talente, die durch ihre Original-

arbeiten glänzen könnten, wie Breto de los Herreros und Navarrete, geben sich zu solchem Flickwerk her. Freilich ist es sehr lohnend und die täglichen Vorbeeren sind auf diese Weise wohlfeil zu erringen; denn das spanische Publicum, dessen Belesenheit eben so gering wie sein Geschmac gebildet ist, applaudirt diese spanisch-französischen Stücke wie Originaldramen, namentlich da man in Madrid, grade wie in Deutschland, oft die allerliebste Naivetät hat, das „nach dem Französischen“, oder den Namen des ausländischen Verfassers auf dem Theaterzettel wegzulassen.

„Er muß auf's Land“ ist auch in Madrid gespielt worden, und zwar mit solchem Beifall, daß der Uebersetzer Navarrete dreimal herausgerufen und mit Blumenkränzen überschüttet wurde. Ein spanischer Oberst, der die „Gamaraderie“ zuerst in Madrid und dann in Paris aufführen sah, behauptete steif und fest, das Stück sei aus dem Spanischen übersetzt, und Scribe sei ein unverschämter Plagiator. Das ist doch spanisch!

Wenn das Drama größtentheils französischen Ursprungs ist, so ist die Oper italienisch. Der Musikdilettanten-Fanatismus ist in Madrid größer, als in irgend einer außeritalienischen Stadt Europas, Paris und London nicht ausgenommen. Madrid, obgleich unendlich kleiner als jene beiden Weltstädte, hat zwei italienische Operntheater, die das ganze Jahr spielen, während Paris wie London nur eine italienische Oper besitzt, die noch dazu ein halbes Jahr geschlossen bleibt. Die beiden Madrider Opernhäuser bekommen keine Unterstützung von der Regierung und werden von zwei Directoren ausgebeutet, die bei der heißesten Concurrnz, die sie einander machen, Millionaire geworden sind. Die Prima Donnas sind nicht stets mit einer Grisi oder Schröder, oft nicht mit einer Luger zu vergleichen; trotzdem werden sie oft mit Fanatismus applaudirt und zuweilen mit Geschmac beurtheilt.

Aber der Sinn für Musik ist bei dem allen nicht so mächtig, als die antike Passion für die Stiergefechte, und der Stierkämpfer Montés ist in Spanien populärer als bei uns ein List, eine Jenny Lind oder ein berühmter Kritiker oder Dichter. Dieses Nationalvergnügen ist in Spanien die zäheste und gewissermaßen heiligste aller alten Traditionen.

Im Prado, einem großen eleganten Garten mit Statuen, Fontainen und schattigen Alleen, trifft man noch immer alle Stände von Madrid in demokratischem Durcheinander täglich promenirend. Da begegnet die große Dame oft der Manola, welche, nach der Chronique scandaleuse, die Maitresse ihres Mannes ist; der Franciscanermönch brennt seine Cigarre an der eines Offiziers vom Regiment der Princessin an, und der Dandy im Frack stößt an den Studenten in Lumpen. Dann läutet man Angelus, die bunte Masse verläuft sich, und in dem Schatten balsamischer Gebüsch bleiben nur einige Liebespäpchen sitzen und erwarten den Mondschein.

Die Hausfrauen von Madrid haben bereits die moderne Sitte angenommen, daß sie wöchentlich an einem bestimmten Tage „empfangen.“ In diesen Tertullias oder Soireen giebt es Erfrischungen, Geflatsch und Langeweile, wie in allen großen Städten. Außerdem wüthet hier das Pianoforte, das unvermeidliche Pianoforte, welches, wie die Cholera, bis an die Säulen des Herkules gedrungen ist, und die spanische Guitarre von ihrem Thron zu stoßen droht. Unter die alten Gewohnheiten dagegen gehört, daß man noch regelmäßig, während der heitersten Tagesstunden, seine Siesta hält; diese Sitte wird wohl das Klima gegen alle Neuerungslust aufrecht halten. Auch bringt man den Sterbenden immer noch die letzten Sacramente mit dem Accompagnement eines traurigen Glockenspiels. Endlich scheint die ungesunde miasmatische Luft von Madrid zu den alten Dingen zu gehören, die dem Fortschritt der Zeit nicht weichen wollen.

Welche Widersprüche in diesem Fortschritt, welches sonderbare Gemisch von alten und neuen Moden! Die junge Generation schreitet nach constitutionellen Reformen, und gehorcht blind jedem Alguazil; sie prahlt mit Atheismus, und wirft sich gern vor jedem holzgeschnitzten Madonnenbild auf die Kniee; sie stimmt noch die alten Töne von spanischer Ritterlichkeit und Romantik an, während sie Nichts mehr für positiv hält als den Thaler in der Tasche. Die allgemeine Tendenz des Zeitalters, sein Schiboleth, und seine Devise ist der — schwarze Frack. Er wird die Uniform Europas, er herrscht in Petersburg, wie in Madrid, in Stockholm wie in Rom, und bald auch in Konstantinopel. Ist er das Symbol der Civilisation oder das Trauerkleid der Nationalitäten? —

... wie anders doch, er hat die Bremer Zeitung, deren ein
... und die Zeitungen sind die Schildhalter der öffentlichen Meinung; und
... wenn es sich unter ihnen rührt, darf man schon immer ein wenig
... unnatürlichen Todes gestorben; mögen die Lücken bald durch tüchtige
... wird überall verstärkt: in Baden durch die Mannheimer Morgenzei-
... den Rheinischen Beobachter, in Sachsen durch den ritterlichen Bayard
... und das sächsische Volksblatt und in Schlessien durch ein unlängst
... angebrohtes katholisch-absolutistisches Journal, dessen rothen oder viel-
... mehr schwarzen Faden der morsche Großhofsinger aus Wien bilden
... soll. — Mit Freuden heißen wir die Bremer Zeitung willkommen, die,
... alle Segel aufspannt. Dieses Blatt war schon bisher ziemlich be-
... achtenswerth und neben der tüchtigen und reichhaltigen Weserzei-
... tung ein guter Hafen für preußische Stimmen; eben so hat Andree
... bis jetzt auf seinen verschiedenen schwierigen Posten Muth und Ta-
... lent in hohem Grade bewiesen, wie denn die Kölnische seiner Redac-
... tion einen großen Theil ihrer Erhebung zu einem allgemein deutschen
... Blatte verdankt. Jetzt findet Andree zum ersten Male freieren Spiel-

T a g e b u c h.

I.

Deutsche Zeitungen.

Mit dem neuen Jahre ist in den Reihen der Zeitungs-
manche bedeutsame Veränderung eingetreten. Die Zeitungen sind die
Wetterfahnen oder die Schildhalter der öffentlichen Meinung; und
wenn es sich unter ihnen rührt, darf man schon immer ein wenig
aufmerken. Einige, und nicht die schlechtesten Parteigänger sind eines
unnatürlichen Todes gestorben; mögen die Lücken bald durch tüchtige
Nachfolger ausgefüllt werden! denn auch das Corps der Nachwächter
wird überall verstärkt: in Baden durch die Mannheimer Morgenzei-
tung, in Königsberg durch die Zeitung für Preußen, am Rhein durch
den Rheinischen Beobachter, in Sachsen durch den ritterlichen Bayard
und das sächsische Volksblatt und in Schlessien durch ein unlängst
angedrohtes katholisch-absolutistisches Journal, dessen rothen oder viel-
mehr schwarzen Faden der morsche Großhofsinger aus Wien bilden
soll. — Mit Freuden heißen wir die Bremer Zeitung willkommen, die,
mit neuem Takelwerk ausgerüstet, unter Andree's Leitung
alle Segel aufspannt. Dieses Blatt war schon bisher ziemlich be-
achtenswerth und neben der tüchtigen und reichhaltigen Weserzei-
tung ein guter Hafen für preußische Stimmen; eben so hat Andree
bis jetzt auf seinen verschiedenen schwierigen Posten Muth und Ta-
lent in hohem Grade bewiesen, wie denn die Kölnische seiner Redac-
tion einen großen Theil ihrer Erhebung zu einem allgemein deutschen
Blatte verdankt. Jetzt findet Andree zum ersten Male freieren Spiel-

raum; wir glauben daher, er und die Bremer Zeitung geben ein hoffnungsvolles Paar, und wir wünschen nur, daß die hanseatische Antizollvereinstimmung ihm nicht so viel eheliche Zwiste schaffe, wie die ultramontanen Blähungen in Köln.

Das Cabinet von Augsburg hat eine zu feste Politik, um von einem Jahreswechsel merklich berührt zu werden. Viele Blätter sind aufgeblüht und abgefallen vom Baume der deutschen Presse, und die Augsburgische ist ein mächtiges altes Haus geblieben. Wir gehören nicht zu denen, welche die Bedeutung dieses großartigen Blattes verkleinern möchten, weil es in der innern deutschen Politik nur zu oft eine diplomatische Neutralität beobachtet. Es ist wahr, die erste deutsche Zeitung ist die letzte in den Reihen der liberalen Opposition; selten hat sie in Reformangelegenheiten die Initiative ergriffen, aber wie eine kluge conservative Regierung, die bei Zeiten den Liberalen beifimmt, wenn sie die Majorität errungen, oder zu erringen die Aussicht haben, so weiß sie, den voraussichtlichen Sieg der öffentlichen Meinung anzuerkennen und ist in dieser Beziehung ein Barometer, auf den alle Blicke gerichtet sind; seit mehreren Jahren gehört sie schon zu den Fürsprechern der öffentlichen und mündlichen Gerichtsbarkeit, und man kann überhaupt gewiß sein, wenn eine politische Frage einmal auf das Tapet gebracht ist, bei ihr die gründlichste Erörterung und die diplomatisch genauesten Details, die zur Entscheidung gehören, anzutreffen. Wenn sie den Bewegungen im Innern, constitutionellen wie kirchlichen, nur als Chronikenschreiber, als vornehmer und oft ironischer Beobachter folgt, wenn sie hier noch immer den schüchternen, unmaßgeblichen, gebildeten Deutschen der Zwanziger Jahre spielt, so möge man nicht vergessen, daß sie nur um diesen Preis jene tiefwurzelnde und weitreichende Stellung erlangen konnte, die sie zur Vertretung Deutschlands gegen Außen und zur Förderung nationaler Interessen im Großen und Ganzen zu benutzen weiß. Die Augsb. Allg. muß in ihren Spalten noch immer den ganzen alten Chor hofrätlicher Residenzchronisten, Geburtstags- und Entbindungshistoriographen, Illumination- und Vivatruscorrespondenten auftreten lassen, nachtragend die erbauliche Schleppe unseres ancien régime, aber in denselben Spalten treten auch die besten deutschen Federn, Patrioten der ernsthaftesten Gesinnung, der reifsten Intelligenz und der fruchtbarsten Sachkenntniß zusammen. Man denke nur an die systematische und durchdringende Beleuchtung der deutsch-russischen Wechselbeziehungen, mit der sich die Allgemeine seit Jahren beschäftigt; kein Blatt, sein Programm sei noch so national, und noch so laut zwischen jedem Zeilenpaar ausgesprochen, hat dem nordischen Erbfeind in aller Ruhe so unausgesetzt und scharf ins Gesicht geleuchtet. Eben so umsichtig vertritt sie Deutschland vor dem Westen. Wo es die Zukunft deutscher Indu-

strie-, Schiffahrts- und Handelsinteressen, wo es die Entwicklung des Zollvereins, oder die Beteiligung Deutschlands bei den Lebensfragen der europäischen Politik gilt, da sucht und findet man doch die entscheidendsten und nachdrücklichsten Stimmen in der Augsb. Allgemeinen. Der Aufschwung dieses Blattes fällt in eine Zeit — und diese ist leider noch nicht überwunden — wo an ein eigentliches Partei- oder Tendenzblatt, in englischem oder französischem Sinne, nicht zu denken war, wo eine große, allgemein deutsche Zeitung nur durch ein gutes Verhalten mit einer unserer beiden Großmächte sich halten konnte. Um gegen Norden die Wahrheit halb und halb sagen zu dürfen muß man sie gegen Süden verschweigen, und umgekehrt. Unsere Zustände haben es dahin gebracht, daß man nur auf diese Weise sich mit der deutschen Gradheit und Offenheit abfinden kann. Die natürliche Allianz der Allgem. Zeitung war der Süden. Denkt man an jene Organe, die eine ähnliche Stellung durch ein Concordat mit der nordischen Großmacht, mit Preußen, zu erwingen versuchten, so fällt der Vergleich nicht zum Nachtheil der Augsburger Allgemeinen aus. Sie hat in ihrer rücksichtsvollen Stellung zu Oesterreich immer noch eine gewisse ehrenhafte Zurückhaltung behauptet. Die Opfer, die sie brachte, sind im Ganzen Opfer des Schweigens; und man muß sagen, daß sie dafür den gemäßigten Reformfreunden im Norden stets eine verlässliche Stütze war.

Die preussische Zeitungspressen, das heißt die in den alten Provinzen, läßt keine Diagnose und keine bestimmten Erwartungen zu, so sehr Preußen von intelligenten, dialektischen, debattierlustigen Köpfen wimmelt: ein Ueberfluß, über welchen man von gewissen Seiten sogar zu klagen pflegt, ohne zu bedenken, daß nur durch den Mangel an freier Beschäftigung mit gegebenen Stoffen jene dialektischen Geister immer mehr zu Windmühlengefechten oder unfruchtbaren Negationen getrieben werden. Stofweise flackert wohl einmal das publicistische Licht empor in der traurigen Mark, ohne die Hoffnungen erfüllen zu können, die es jedesmal anregt. Inzwischen steigen immer mehr die Ansprüche des Publicums und das bische Luftlassen, mit dem jede neue günstigere Periode beginnt, steht dann immer weniger im Verhältniß mit dem allgemeinen Stande der Bildung in Preußen. Hätte man vor vier Jahren den Muth gehabt, ohne langes Experimentiren, geradezu die Presse frei zu geben, so hätte sich, nach einem kurzen Federtumult, nach einigem Wandmitemkopfeinrennen und Hörnerabstoßen, die „nöthige Reife“ längst eingestellt, während man so das Lied wieder von vorn anfangen und an dem letzten Termin der Reife endlich verzweifeln muß. Selbst eine langsame, aber stätige Entwicklung ist nicht möglich, so lange die Presse unter dem Gestirn einer eifersüchtigen Bürokratie steht, und größere oder geringere Freiheit von Wind und Wetter abhängen, das Urtheil

des Obergensurgerichts aber stets nur wie ein hinkender Bote nachkommen kann oder wie das Verdiet des Todtenbeschauers, um zu sagen: dieser Artikel ist unschuldig hingerichtet worden. Steh auf, Lazarus, und preise meine wunderbare Gerechtigkeit: — es versteht dich so Niemand mehr, außer dem, der dich geschrieben hat. . . . Wo sind jetzt die leitenden Artikel, jene vielversprechenden Anfänge der Berliner Vossischen und der Königsberger Zeitung? Waren sie nicht längst zum Schweigen gebracht, noch ehe die Zeitung für Preußen ihre fernhin nicht treffenden, aber dumpf brummen- den, übertäubenden Batterien aufführte?

Die Berliner Stimmen hört man deshalb jetzt meistens nur am Rhein, wo sich eine interessante Constellation von Zeitungen gebildet hat, welche den Federn aus der Mark eine Zuflucht gewähren; die abstracten, überalleshinausigen in der Trierer Zeitung, die besonnenen, constitutionsharenden in der Kölnischen und Aachener Zeitung, im Rheinischen Beobachter aber jene alten Stimmen, die man verklungen wähnte, die noch immer von der politischen Erbsünde der Völker und der verlorenen Paradiesesunschuld des beschränkten Unterthanenverstandes predigen. Die Aachener Zeitung ist ein kluger, praktischer Jurist, der seine liberalen Grundsätze Paragraph für Paragraph vertheidigt, und einen gewissen trockenen Sarkasmus in der Politik besitzt. Weniger consequent, doch dafür lebhafter und mit reichhaltigen Correspondenzen ausgestattet, ist die Kölnische Zeitung, die unter Brüggemann den steilen Weg des Fortschritts muthig weiter geht. Municipalfreiheit, volle Oeffentlichkeit und Repräsentativverfassung, oder — wie es in der modernen unbestimmten Formel klingt — „Betheiligung der Bürger am Staat,“ das sind die . . . pia desideria, die auf ihrem Banner stehen. Man sollte es nicht glauben, daß wegen solcher bescheiden ausgesprochenen, wahrhaft frommen Wünsche ein deutsches Blatt noch eine systematische Polemik sich zuziehen kann; aber es ist seltsam zu sehen, wie die Kölnische zugleich vom Rheinischen Beobachter und von der Rhein- und Moselzeitung angegriffen, und wie sie vom Ultramontanen und dem symbolgläubigen Protestanten zugleich um ihren Katechismus bedrängt wird. Der Eine will keinen politischen Liberalismus ohne das kirchliche Gegentheil, der andere will überhaupt keinen Liberalismus am katholischen Rhein gelten lassen.

Eigentlich sollten die Elberfelder und die Rhein- und Moselzeitung einander fortwährend in den Haaren liegen; und kommt es einmal in dem glücklichen Deutschland zu einer 2. Auflage des Religionskrieges, so würde gewiß von einem dieser beiden Organe der erste Kanonenschuß ausgehen. Die Elberfelder Zeitung, sehr zahm und „wohlwollend“ in politischer Hinsicht, ist ungemein laut als deutsch-katholischer Prädicant, eben so wie die Rhein- und Moselzeitung in

ihren rein katholischen Artfeln sich auszeichnet. Doch thu ich dieser zu viel Ehre an, wenn ich sie der Elberfelder gegenüberstelle, die wenigstens anständig geschrieben ist und zu den gebildeten und aufgeklärten Leuten gehört. Die Rhein- und Moselzeitung, in politischen Dingen so confus, daß sie legitimistisch, radical und absolutistisch in Einem Athem ist, scheint auch den katholischen Parteiinteressen keine sehr wichtigen Dienste zu leisten. Ein Jesuitenblatt ist sie gewiß nicht, sonst würde sie mehr Kopf haben. Wenn man sie ultramontan und undeutsch nennt, so kommt dies weniger daher, daß sie durch welsche Feinheit gefährlich wird, als weil ihr Deutsch oft ein wahres Rauberwälsch ist.

Der Rheinische Beobachter hat mit dem neuen Jahre nicht nur an Format, sondern auch an Wichtigkeit zugenommen. Dieses halboffizielle Blatt fing sehr unscheinbar an und ergözte Anfangs durch seine steifen Capriolen, seine insipiden Ausfälle, sein pedantisches Reifsen. Aber allmählig ist aus dem komischen Schulmeister ein spitzfindiger Criminalinquisitor, ein sophistischer und manchmal scharfsinniger Advocat geworden. Offenbar wird der Rheinische Beobachter jetzt von bedeutendern bürokratischen Kräften unterstützt, und vertheidigt von vornherein jede Maßregel von Ober- und Unterbeamten nach allen Seiten hin. Dem katholischen Rheinland gegenüber zeigt er eine protestantische Strenge, die oft lebhaft an den Drangismus in Irland erinnert; gegen die protestantischen Lichtfreunde spricht er mit der Starrheit eines Hochkirchlichen, obwohl Preußen keine Hochkirche hat; den Deutschkatholicismus protegirte er, so lange derselbe nicht so weit ging wie die Rationalisten; Lehr-, Press-, Glaubens- und Redefreiheit will er nicht angreifen, aber er beweist, daß Preußen bereits all diese schönen Güter — so weit es dieselben nöthig hat — besitzt, und nennt jede Forderung nach ein bißchen mehr, wie der Master im englischen Armenhause, Rebellion. Will man dem Rhein. Beob. glauben, so ist die preußische Presse voll von radicalen, subversiven, revolutionären, anarchischen Pulverfässern; denn der Rhein. Beobachter nennt jedes Kind bei seinem Spignamen, legt in jeden liberalen Satz einen versteckten Sinn, der sich aus „Feigheit“ nicht deutlich auszusprechen wage, und construirt sich selber, was die Censur etwa herausgestrichen haben mag. Da er den Tendenzen der Regierung immer vorausläuft, und dann nicht weiß, ob er vorwärts oder rückwärts, ob er rechts oder links laufen soll, so thut er lieber zu viel — als zu wenig und ist darum stets königlicher als der König, ja es kann ihm wohl noch passiren, daß die höhere Politik des Cabinets ihn beschämen und manche von den Forderungen, die er als radical und revolutionär bezeichnet, einfach erfüllen wird. Zu bemerken ist noch, daß der Rhein. Beobachter so patriotisch ist, seinen mächtigen Arm eben nur Preußen zu bieten, denn in Bezug auf andere

deutsche Staaten ist er lange nicht so streng conservativ, und die Leipziger Vorgänge hat er ganz anders besprochen, als er Kölnische oder Königsberger Vorgänge derselben Art besprochen hätte.

Eines aber müssen wir anerkennen; alle diese angedeuteten Manöver werden oft mit einem Aufwand von Geist und Geschick durchgeführt, den bisher kein preussisches Blatt dieser Art gemacht hat; und halbwegs neutrale Gegenstände erfahren häufig eine gründliche Behandlung im Rhein. Beobachter. Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß die „gute Presse“ selbst der censurten Opposition gegenüber sich anstrengen muß, daß man die Liberalen nicht mehr ignoriren oder mit allgemeinen Phrasen abfertigen kann. Die Zeiten des vornehmen Schweigens sind vorüber. Die Preussische Staatszeitung, die sich noch immer in diesen Mantel hüllt, ist uns daher lange nicht so lieb, als der Rhein. Beobachter und die Zeitung für Preußen. Die letzteren sind gewissermaßen Kinder der Zeit, sie haben von der liberalen Presse gelernt, und wir hätten gar Nichts dagegen, daß die Advocaten der Bürokratie im Untilz der Oeffentlichkeit mit allen möglichen geistigen Waffen ihre Sache verfechten, nur sollte man, gleichsam dem Staatsprocurator gegenüber, auch dem Vertheidiger der Volkswünsche, völlig freies Wort gönnen. Dann wäre der Kampf ein ehrllicher, ein öffentlich geführter Proceß. Dann möge die Rabulistik noch so arg sein; die sophistischen Spitzen würden bald abbrechen, und wir wollten sehen, wer zuletzt Recht behält.

II.

Aus Paris.

Correspondentennoth. — Felix Pyat. — Jules Janin. — Die Soirée des Feuilletonisten. — Musikalisches Babel. — Die Krippe der rue S. Lazare. — Die Lotterie von Monville. — Der Polenball. — Jacob Benedey.

Ich kann mir die Enttäuschung des deutschen Lesers denken, wenn er eine jener dürrn Correspondenzen, welche wir armen Bericht-erstatler in dieser ausgetrockneten Zeit den deutschen Blättern einfen- den, zu Ende gelesen hat. Ueber die armen Arbeiter die durch die Kartoffelkrankheit in Noth gebracht sind, hat die Welt Mitleid, aber kein Mensch hat Mitgefühl mit uns armen Correspondenten, die wir nicht minder fleißige Arbeiter sind und denen doch der erste Nah- rungszweig, die Neuigkeiten, dieses Jahr so elendiglich mißrathen sind. Da sitzt der fleißige Dr. Haller von Früh bis Abend im Ca- binet de Lecture Montpensier, und wühlt sämmtliche französische und spanische Blätter, wie ein erschöpftes Bergwerk durch, um nur noch einige Fünkchen Erz auszugraben die sich zu einer Correspondenz für die Augsburger Allgemeine verarbeiten ließen, da läuft der betrieb- same Börnstein von Hobu bis Rusch, von Gagliani bis zur „Tente“

von der Börse bis zum Palais Luxemburg, um wie eine Biene den süßen Honig für den Nürnberger und Hamburger Correspondenten zu sammeln. Und was ist der Lohn ihrer Ausbeute? Sie können es nachlesen. Nicht etwa daß es in Paris an Neuigkeiten gebricht, wir haben Ueberfluß an langweiligen Kammerverhandlungen, an schwindsüchtigen Theaterstücken, an scandalösen Börsenergebnissen, an eingestürzten Eisenbahnbauten, an gefühlsempörenden Criminalverhandlungen; aber diese Langweile, Schwindsucht, Scandale, Einstürze und Gefühlsempörungen findet der Deutsche ja auch bei sich zu Hause in hinlänglicher Quantität, darum braucht er nicht erst Briefe aus Paris zu lesen. Von der Hauptstadt Frankreichs war er seit langen Jahren gewohnt Außergewöhnliches, Wunderbares und Unregendes zu hören, und darum ist seine Enttäuschung jetzt um so größer. Wo liegt die Ursache? Ist Frankreich herabgesunken, oder ist Deutschland hinaufgestiegen? Hat das öffentliche Leben Frankreichs so sehr an Licht und Glanz abgenommen, daß es nicht mehr die Neugier und Erwartung spannen kann, oder hat das öffentliche Leben in Deutschland an Interesse und Gestalt so zugenommen daß es die Aufmerksamkeit der Nation absorbiert? Die Antwort liegt wahrscheinlich in der Mitte. Die Deutschen aber die seit Jahren von der Heimath entfernt hier leben, wollen das nicht zugestehen, sie glauben noch immer, alles Interesse im Vaterlande drehe sich noch um Paris, und darum kommen so verkehrte Aussprüche zum Vorschein, wie in Arnold Ruges neuestem Buche, wo Frankreich noch immer als das Herz der Weltgeschichte dargestellt wird, als der Messias von dem allein Deutschlands Erlösung und jüngster Tag und Todtenauferstehung zu erwarten ist.

Vor der Hand und bis zur Zeit wo die Chronikbücher von Paris wieder ein Mal ein bedeutendes Ereigniß einzuregistriren haben, müssen Sie Ihrem hiesigen Correspondenten Nachsicht schenken, und nicht die Zumuthung an ihn stellen, er soll interessanter sein als die übrigen Berichterstatter in deutschen Blättern, was er schon aus guter Nachbarschaft und Collegialität unterlassen muß, zumal unter diesen Kollegen Familienväter sich befinden, denen man aus Menschlichkeit den Markt nicht verderben darf. Gestatten Sie also hübsch nachsichtig auch ferner, daß ich Sie mit der Nachlese aus dem dürren Stoppelfelde unserer Tagesereignisse unterhalte und strafen Sie mich erst dann, wenn Sie in andern Blättern volle Garben finden.

Eine Berichtigung vor Allem. Ich meldete Ihnen in meinem Letztem, es sei Felix Phat nicht gestattet worden, sein Gefängniß zu verlassen um den Proben seines Lustspiels Diogenes beizuwohnen. Hierin sind wir Alle durch eine falsche Nachricht der „Réforme“ getäuscht worden. Vielmehr hat der Polizeipräsident dem jungen Dichter acht Tage hintereinander die Erlaubniß ertheilt, von Früh bis Abend auszugehen, um Alles was seine Dichtung nöthig machte, persönlich

besorgen zu können. Diese Berichtigung scheint mir um so nöthiger, als die deutsche Bürokratie die Nachrichten von Ausweisungen und harter Begegnung der Schriftsteller aus Paris mit Begierde einsaugt, und einen Beleg zu ihren eigenen Thaten darin findet, ohne zu bedenken, daß die Pariser Schriftsteller andererseits mehr Macht und Einfluß haben, als unsere sämtlichen Kammerdeputirten und mediatisirten Peers. Der „Diogenes“ hat übrigens einen nachhaltigen Erfolg, und es ist noch immer schwer einen Platz zur Vorstellung zu finden. Das Odeontheater hat hier fast einen gleichen Fischzug wie mit Ponsfards *Lucretia* gethan. Neugierig ist man auf das Montagsfeuilleton des Journal des Débats, und wie Jules Janin über das Stück urtheilen wird, dessen Verfasser auf seine Verläumdungsklage zu einer so langen Gefängnißstrafe verurtheilt wurde. Die Beliebtheit dieses Hoffuilletonisten nimmt übrigens in dem Maße ab, als er an Belebtheit zunimmt. Sei es Phlegma, sei es Sicherheit die ihm die Mitgift seiner jungen Frau verleiht, genug, der gute Janin läßt sich seit einiger Zeit sehr gehen, seine Kritiken sind fahrlässiger als je und er nimmt sich nicht ein Mal die Mühe seine Unwissenheit zu verbergen. Vorige Woche sprach er z. B. von der Vergessenheit denen sämtliche Städte der neuern Zeit bald heimfallen müssen, und brauchte dabei die Phrase: „das Publicum werde sie alle in den Styr tauchen;“ wahrscheinlich hat Janin seine Schulkenntnisse bereits in Lethé getaucht. Dieser dicke Jules Janin bewohnt übrigens eine kleine Reihe von Zimmern, von denen jedes so eng ist, daß man kaum versteht wie er selbst drin Platz hat. Nichtsdestoweniger drängte sich vorigen Dienstag jener Theil von Paris der die Feder des kleinen Styrfeuilletonisten zu fürchten hat, in diesen kleinen aber prächtig geschmückten Gemächern, wo die schönsten Gemälde und Prachtkupferstiche die dem privilegirten Kritiker von allen Seiten als Tribut zugeschickt werden von Girandolan und Lampes-Carcel ganz magisch beleuchtet waren. Es war großer Empfang, grande soirée bei Dionys dem Feuilletontyrannen, und wer hätte gewagt zu fehlen? Sogar Lamartine war da. Die Musiker jedoch drängten sich in Mehrzahl; Halevy, Auber, Spontini, Adam. Daß List nicht fehlte, versteht sich von selbst — wie wird List fehlen wo ein kritischer Sultan, Beherrscher von 10,000 Gläubigen und Abonnenten sein Aufgebot erschallen läßt? Sogar D. L. B. Wolf, der den Dolmetscher am Rheine bei den französischen Beethovenfestreisenden gemacht hat, war im Geiste da. Es wurde nehmlich die von ihm gedichtete und von List in Musik gesetzte Beethovencantate in der Originalsprache aufgeführt; zwanzig deutsche Sänger unter der Leitung des Herrn Stern sangen die Chöre. Auch Italien hatte seine Abgesandten, die famose Altistin Alboni sang aus der *Sonnambula*. Schweden hatte Ole Bull abgeschickt, der ein Violinconcert spielte, und um die baby-

lonische Völkermusikverwirrung voll zu machen, schloß List mit einer Fantasie über ungarische Originallieder. Um zwei Uhr erst ging man auseinander. Was List betrifft, so fuhr er auseinander, denn vor Janins Thüre hatte der extravagante Musikheld den Postwagen bestellt, in den er sich im Concertanzuge einsetzte, um schnurstracks über Brüssel nach Wien zu reisen. In allen Extravaganzen Lists liegt immer ein feiner wohlberechneter Zug. Mußte es Janin nicht ganz besonders schmeicheln, den Künstler einige Minuten vor der Reise noch in seinem Salon fantasiren zu hören?

Ich ging vor einigen Tagen durch die rue St.-Lazare und benützte die Gelegenheit um die vielbesprochene, vor kurzem erst neu eingerichtete „Crèche“ (Krippe, Christuswiege) zu besuchen. In der That ein schönes Monument der Humanität. Die „Crèche“ ist eine Kleinkinderbewahranstalt für Wiegenkinder. In einer Reihe von geräumigen und lustigen Sälen stehen gegen zweihundert kleine Betten und Wiegen, wo die Kinder, von denen keins über zwei Jahre alt ist, waren gebettet und trefflich gefüttert worden, wo Alles reinlich, gesund und heiter ist, und wo sie gegen all die Unfälle und Leiden geschützt sind, welche den armen Volksclassen, bereits die Anfänge des Lebens verkümmern, und die Entwicklung der Kraft ersicken, die sie später bei der Arbeit zu der sie heranwachsen nöthiger, als jeder Andere brauchen. Die „Crèche“ in der rue St.-Lazare nimmt nur Kinder von armen Frauen auf, die außer ihrer Wohnung arbeiten müssen und sich durch guten Lebenswandel auszeichnen. Die Wärterinnen sind streng überwacht, aber gut bezahlt und verköstigt. Meist werden Mütter, deren Säuglinge in der Anstalt selbst sich befinden, zur Bedienung verwendet, und man kann sich das Glück einer solchen armen Frau denken, die gestern noch nicht wußte wie sie für sich und ihr Kind einen Schnitt Brod erarbeiten wird, und heute sammt diesem beherbergt, genährt wird, und obendrein noch 25 Sous per Tag „Wiepengeld“ erhält. Merkwürdige Beobachtungen kann der Psycholog in der Mitte einer solchen Menge kleiner Geschöpfe machen, die noch vom Thiere mehr haben als vom Menschen, und bei denen sich doch schon kleine und entscheidende Charakterzüge, Sympathien und Abneigungen kund geben. Man zeigte mir unter andern zwei kleine Wesen die Maria und Gerard getauft sind, die unzertrennlich mit einander spielen, Alles was man ihnen gibt mit einander theilen, und ihre kleinen Gedanken sogar einander mitzuthellen verstehen, ohne noch ein Wort sprechen zu können. Indem ich die Säle dieser menschenfreundlichen Anstalt durchstief, dachte ich an unsern gemeinsamen Freund, den trefflichen Joseph Wertheimer in Wien, der unermülich im Dienste der Menschheit, so außerordentliche Verdienste um die Begründung und Ausdehnung der Kleinkinderbewahranstalten in jener Stadt sich erworben. Wäre er doch in diesem Augenblicke an meiner Seite —

dachte ich — und bevor wenige Monate vergehen, würde meine Vaterstadt, das gutherzige, für Alles Menschliche rasch entflammte Wien, mit ähnlichen Anstalten gesegnet sein.

Der Gegenstand eines seit vielen Wochen existirenden Tagesgesprächs ist gestern endlich zum Abschluß gelangt: die Lotterie von Monville (zu Gunsten der Armen), zu welcher Preise von der Königin, so wie von vielen der ersten Damen, Künstler und Industriellen eingeschickt wurden, ist gestern zur Ziehung gekommen. Die Journale sind voll der Listen gewonnener Prachtgegenstände. Die drei höchsten Treffer waren: ein vollständiges Salonmöblement, im Werthe von 15000 Franken, ein prächtiges Silberservice, im Werthe von 20,000 Franken, und ein Diamantenschmuck, im Werthe von 36,000 Franken. Die Namen der Glücklichen, welche „zum Benefiz der Armen“ diese Prachtgegenstände gewonnen, ist noch unbekannt. — Eine andere Armenunterstützung wird dieser Tage in dem feenhaften Hotel Lambert, bei der Fürstin Czatorisky getanzt werden. Es ist der alljährliche Polenball, der diesmal jedoch mit ungewöhnlicher Pracht ausgestattet wird, und während von Neuem ganze Schaaren unglücklicher Polen in Warschau, Posen und Galizien in die Gefängnisse geführt werden, schmückt, musicirt, hüpfet und tanzt die Pariser Polensympathie in den Sälen des zukünftigen „Königs von Polen.“ Ich muß Sie bei dieser Gelegenheit auf einen kleinen Umstand aufmerksam machen, den ich bisher noch nicht in deutschen Zeitungen hervorgehoben fand. In den Reihen der flüchtigen Polen giebt es bekanntlich einen heftigen Zwiespalt zwischen der demokratischen und aristokratischen Parthei, welche erstere Lelewel und die andere den Fürsten Czatorisky zum Führer hat. Die aristokratische Fraktion hat unter anderm lange Zeit sich geweigert, das Eigenthumsrecht der polnischen Bauern anzuerkennen. Seit der letzten Jahresfeier der polnischen Revolution ist jedoch eine Art Vermittlung zwischen beiden Principien eingetreten: Fürst Czatorisky hat in seiner Gelegenheitsrede das Eigenthumsrecht der Bauern endlich ausgesprochen! Soll man weinen, soll man lachen über diese Tragikomödie, über diesen ernsthaften Kampf um des Kaisers Bart? Es gehört dieser volle Glaube der unglücklichen Polen an ihre Zukunft dazu, diese begeisterte Ueberzeugung von der einstigen Auferstehung ihres Vaterlandes, um bei solchen Dingen eine ernsthafte Miene zu behalten. Die Polen erklären diesen kleinen Zwischenfall als einen wichtigen Fortschritt ihrer Sache, indem nunmehr der Bauer daheim einen doppelten Grund hat, für seine nationale Freiheit sich zu erheben.

Die hier lebenden deutschen Flüchtlinge sind wieder um einen vermehrt worden, es ist jedoch ein alter Bekannter: Jacob Beneden,

der in den letzten drei Monaten in Brüssel lebte, und der nun wieder hieher zurückgekehrt ist, um — wie es heißt — mit einer liebenswürdigen und geistreichen Französin sich zu vermählen.

III.

Aus Wien.

Carneval. — Ein neuer Ballsaal. — Juristenball. — Theatralisches. — Erzherzog Karl. — Dr. Lepsius. — Nosologisches. — Censurwesen.

Der Carneval hat bereits sein buntflatterndes Panier aufgesteckt und der Signalfschuß der Freude ruft die fröhliche Bevölkerung auf ihre Sammelorte, worunter nichts anderes zu verstehen als die zahllosen Tanzsäle, in denen die heiteren Terpsichore ihren Thronstuh aufgeschlagen. Die verschrumpfte „Birne“ ist wieder frisch, und neugeboren lachen den Vergnügungssüchtigen die früher vielbesuchten Hallen entgegen; das Lustreich des Speirts hat seine Pforten geöffnet, und in allen Vorstädten tauchen neue Ballsäle auf, in denen sich die schönere Hälfte ganz besonders glücklich fühlt. Unter diesen Neubauten fesselt besonders der große Ballsaal, welcher in einem Anbau des unter der Leitung des blinden Wornarz stehenden Sophienbades entstand, die allgemeine Neugier durch die Neuheit und Originalität des Arrangements und durch den Glanz und den Geschmack der Decoration. Nach einem Plan der Architecten Van der Müll und Siccovatsburg erbaut, ist der Salon darauf berechnet, daß er im Sommer als Schwimmschule dienen kann; seine Länge beträgt 20 Klafter, die Breite 9 und die Höhe 8 Klafter. Die Parketten, über den Bauch des Wasserbeckens gelegt, besitzen einen gewissen Grad von Elasticität, welche den — Tänzern sehr gut zu Statten kommen dürfte, und ein sinnreich angewendetes Ventilationsystem sorgt dafür, daß die Hitze nicht allzu groß werde. Zudem strömen über hundert helle Gasflammen auf vier prachtvollen Kronleuchtern ein blendendes Lichtmeer in die elegant decorirten Räume, denen vorzüglich ihre kunstvollen Freskomalereien nachgerühmt werden. Doch alle diese Vorzüge sollten unsere sonst so strenge Baupolizei nicht abhalten, die Benutzung der Localität für die laufende Saison zu untersagen, indem es nicht anders als höchst verderblich für ein leichtgekleidetes Ballpublicum sein kann, eine ganze Nacht hindurch in einem Raume sich zu bewegen, den erst vor wenigen Tagen der Maurer und Stubenmaler verlassen haben. Die Wände sind noch feucht von Kalk, und während ein gewöhnliches Wohnhaus längere Zeit unbewohnt stehen und austrocknen muß, ist man so gewissenlos einen kaum vollendeten Salon der öffentlichen Benutzung zu übergeben? — Als eine Curiosität unseres Carnivals und als einen spaßhaften Beleg der kindischen Arroganz und dünkelfaften Vornehmthuererei unseres Studententhums, wel-

ches nichts weniger als der Gegensatz des Philistertums ist, muß ich doch des Umstandes erwähnen, daß die Studierenden der juristischen Facultät, welche alljährlich einen glänzenden Ball zu veranstalten pflegen, der sich sonst stets eines ausgezeichneten Renomées erfreute, diesmal auf den sinnreichen Einfall gerathen waren, in das Festprogramm die Klausel einzuschalten, daß Nichtjuristen unter fünfzig Lebensjahren keinen Zutritt haben. Die nächste Folge dieser komischen Bedingniß war eine trostlose Debe im Ballsaale, in dem meistens nur ehrwürdige Matronen ihre Reize zur Schau trugen, indes die junge Damenwelt diese beleidigende Zurücksetzung der ihr befreundeten Herren durch ein schnödes Ausbleiben zu rächen wußte.

Sämmtliche Dramen Guklows; heißt es hier, würden vom Repertoire der Hofbühne auf den Wunsch des Staatskanzlers entfernt werden; eine Maßregel, die in der Verstimmung wurzelt, welche durch Guklows schnödes Urtheil in den „Wiener Eindrücken“ in gewissen Regionen gegen diesen geistreichen Schriftsteller hervorgerufen ward. Heute kommt Dehlenschlägers: „Dina“ zur Aufführung, eine Dichtung, der man wenig theatralischen Effect zutraut. Im Theater an der Wien singt Herr Pischel aus Stuttgart und macht volle Häuser; Gestalt, Spiel, Organ befähigen diesen ausgezeichneten Künstler zum ersten Baritonsänger, obschon sein Vortrag an einer gewissen süßlichen Manier leidet und manchmal in girrende Koketterie überzugehen pflegt.

Die gefährliche Erkrankung des Erzherzogs Karl, der an einem Schlagfluß schwer darniederliegt, ließ einige Zeit den Hintritt des greisen Feldherrn besorgen, allein diese Befürchtung ist bis jetzt nicht in Erfüllung gegangen und der Kranke bereits wieder auf dem Wege der Besserung, wenn auch noch nicht alle Gefahr vorüber sein dürfte, da der Erzherzog ein Greis von etlichen siebzig Jahren ist und ein Rückfall leicht möglich scheint.

Dr. Lepsius ist auf der Rückreise von seiner großen Expedition nach Egypten über Athen und Triest hier angekommen, wo ihm die auszeichnendste Aufnahme zu Theil wurde. Die gelehrten Kreise sehen der Veröffentlichung der genauen Resultate seiner im Gebiete der archäologischen Forschungen so reichen Ausbeute mit Begierde entgegen. — Höchst interessante Beobachtungen hat unlängst Dr. Dittl in einer gelehrten Versammlung mitgetheilt, die sich auf die Wahrnehmung einer neuen, ganz eigenthümlichen Knochenkrankheit bei den in den Phosphorzündhölzchen-Fabriken verwendeten Arbeitern bezogen und die Aufmerksamkeit der Aerzte sowol als der Staatsverwaltung verdienen. — Ein vielgereifter Arzt Dr. Reider dagegen wies darauf hin, daß die vielbesprochene Kartoffelkrankheit schon in früheren Perioden dagewesen sei, und daß die Frucht ohne menschliches Zutun in den folgenden Jahren wieder gesund, schmackhaft und genießbar

geworden, was sich in dem gegenwärtigen Falle wohl gleichfalls wiederholen wird.

Unsere Censurverhältnisse gehen einer neuen Phase entgegen, ob einer Entwicklungsstufe, das wissen die Götter. So viel ist gewiß, daß man an die Errichtung eines Censurcollegiums denkt, dessen Präsident Hofrath Hurter werden soll. Dieser weigert sich indeß den Posten anzunehmen, wenn ihm nicht eine vollständige Unabhängigkeit vom Ressort der Polizeihofstelle zugestanden wird, und geht in der Beharrlichkeit, womit er dieses Princip der Selbständigkeit festhält, sogar so weit, die Einräumung der nöthigen Amtlocalitäten im Amtsgebäude der Polizeihofstelle in der Herrngasse abzulehnen. Es muß sich indeß bald entscheiden, wohin diese Bedenklichkeiten führen, und ob die Preßpolizei eine abgesonderte Behörde bilden wird.

IV.

Triest's Lage und Bedeutung.

Aus Triest.

Einst und jetzt. — Venedig und Triest. — Umfang des Verkehrs. — Rang des Hafens. — Weltstellung. — Anfang eines Differentialzollsystems. — Gehringers Sendung. — Verhältniß zur Pforte.

Schwerlich kam es den Staatsmännern, welche unter der Regierung des Kaisers Karl VI. das Ruder in der Hand hatten, als sich damals die freie Stadt Triest mit ihrem Gebiet freiwillig dem Doppeladler unterwarf, nur im Geringsten in den Sinn, daß sich diese noch sehr unbedeutende Seestadt jemals zu jener Bedeutung erheben werde, welche sie dormalen besitzt, und die sich in Folge der neuesten Bewegungen in der Handelswelt mittelst der Eisenbahnen ohne Zweifel noch beträchtlich steigern wird. Triest hatte damals ungefähr 5600 Einwohner und war ein Commis des handelsmächtigen Venedig, dessen Nähe sie kaum aufathmen lassen konnte. Und was ist jetzt die alte Dogenstadt in den Lagunen, und wohin hat sich das kleine, schwache Triest gegenwärtig emporgeschwungen? Man spricht so oft von der Poesie zerbrochener Kronen und zerschmetterter Reiche, allein ich finde auch in den Veränderungen und Glückswechseln der mercantilen Weltgeschichte, in den tyrannischen Launenhaftigkeiten der Handelswege eine tiefe und ergreifende Poesie, welche ein dichterisches Gemüth entzünden oder mit elegischer Trauer erfüllen kann. Nicht bloß der Griffel der Elío, auch der Stab Mercur's ist ein ehernes Schwert des Schicksals, das die tödtlichsten Wunden schlägt, und wie im Leben der Völker, aus dem großen Brand den Staaten neue Daseinskeime und politische Blüthen sich entwickeln, so steigt aus dem zur einsamen Bucht gewordenen Hafen verödeten Handelsplätze der goldene Phönix des weltverkettenden Verkehrs verjüngt und mit schimmerndem Gefieder empor, um sich an andern Küsten unter an-

dem Völkerschaften ein neues Nest zu gründen. — Gibt es denn eine schönere commercielle Tragödie, als zwei Städte, wie Triest und Venedig, die an demselben Meeresbusen gelegen, von denselben Wellen bespült, von denselben Stürmen umtobt, einander scharf ins Antlitz schauen, und wovon die eine die andere beerbt? Dort in dem Wunderbau der Lagunen thront die Erinnerung, während hier in dem geräuschvoll bewegten Triest der Augenblick sein frogendes Füllhorn ausschüttet, dort die stille, verklärte Vergangenheit, hier die lebendige, rothwangige Gesundheit der Gegenwart. Venedig repräsentirt die Handelsblüthe des republikanischen Staatswesens am Golf der Adria, indes Triest den commerciellen Aufschwung im monarchischen Staate versinnlicht; das Steigen des einen und der Sturz des anderen war bedingt durch die Entscheidung des gewaltigen Ringkampfes der beiden mächtigsten Principien der politischen Welt, und Triest gehört eben so nothwendig zu dem Gesamtbilde des monarchischen Europas, wie Venedig zu dem kosmopolitischen Gemälde des Mittelalters mit seiner Ausbildung des Individuellen in der Völkerentwicklung.

Von der Größe und dem Umfange des hiesigen Geschäftsverkehrs kann man sich erst dann einen richtigen Begriff machen, wenn man weiß, und man kann es leicht wissen, weil die Schiffahrtstabellen des Lloyd Jedermann zugänglich geworden sind, daß im 1. Semester des Jahres 1845 am Platz allein 66 Mill. Gulden umgesetzt wurden, so daß, da der Handel in der schönern Jahreszeit eine höhere Ziffer ausweisen dürfte, der jährliche Umsatz alhier jetzt auf 140 Mill. Gulden G. M. angeschlagen werden kann. Die rasche Zunahme des Verkehrslebens erhellt zugleich aus dem Umstande, daß im 1. Semester der frühern Jahre der Gesamtumsatz stets nur zwischen 29 bis 37 Millionen geschwankt hatte und die oben ausgedrückte Ziffer folglich eine Verdopplung der Handelsbewegung darstellt. Unterstützt wird dieselbe von den beneidenswerthen Privilegien, deren unser Hafen genießt, aber völlig zu erzeugen vermag kein Rechtsbrief den imposanten Aufschwung, welchen derselbe in der jüngsten Zeit genommen, denn sonst wäre Venedig längst wieder zu seinem verlorenen Glanze gekommen, und Fiume müßte bereits ein gefährlicher Rivale geworden sein, während es bloß der Kammerdiener Triests genannt werden kann. Unser Hafen ist der siebente in der ganzen Welt, indem ihm nur London, Liverpool, Marseille, Hamburg, Neu York und Bordeaux im Range vorangehen; alljährlich wird derselbe von 6711 Segelschiffen und 317 Dampfschiffen besucht, die Anzahl von Küstenfahrzeu gen ungerechnet, von welchen jene Fläche im Laufe der 12 Monate unablässig zu wimmeln pflegt. Die Zukunft unserer Stadt hängt hauptsächlich von der Lösung der orientalischen Frage ab und der Gestaltung, welche die Verhältnisse in jenen gesegneten Ländern erhalten.

die ein stumpfsinniger Despotismus aller jener Vortheile beraubt hat, womit die Natur sie so großmächtig beschenkte. Das mittelländische und ägäische Meer, die griechischen Küsten, Aegypten, Kleinasien und der Hellespont, ja das schwarze Meer sind der Schauplatz, auf welchen die geographische Lage unsere Stadt angewiesen hat, und es liegt darum mehr als alles Andere in der natürlichen Tendenz der österreichischen Politik, den Einfluß seiner Macht in jenen Gegenden zu stärken und zu befestigen, damit nicht etwa die Ungunst der Verhältnisse den Unternehmungsg Geist der hiesigen Kaufleute lähme und alle Thätigkeit und Berechnung der Privatspeculation vereitelt werde. Die Regierung hat durch den Anfang eines Differentialzollsystems, in der neuen Tonnagegebühr, wenigstens den guten Willen gezeigt, den Schiffahrtsinteressen unter den Arm zu greifen und die vaterländische Rhederei zu schützen, wie sie die Fabrikanten schützt mittelst der Zölle. Erweist sie der commerciellen Sache eine gleichmäßige Aufmerksamkeit durch vortheilhafte Handelsverträge mit den östlichen Staaten und durch eine durchgreifende Reform des Consulatwesens, das noch großer Verbesserungen fähig wäre, so unterliegt es gar keinem Zweifel, daß die Blüte unseres Hafens in Kürze ins Unglaubliche zunehmen wird. Des Hofraths Baron von Gehringer, der so lange Zeit im Bureau des Hofkammerpräsidenten Baron Kübeck gearbeitet hat, und somit am Besten die Absichten und Wünsche dieses erleuchteten Staatsmannes kennen mag, des Baron v. Gehringer Sendung nach Constantinopel, wo derselbe mit der hohen Pforte einen Handelsvertrag abschließen soll, scheint unsere Hoffnungen in dieser Beziehung auf die erfreulichste Weise zu bestätigen; doch darf man sich leider in diesen Dingen, zumal in der Hauptstadt des osmanischen Reiches, wo es keine zwingende Macht der öffentlichen Meinung gibt und die verführerischen Goldquellen fremder Staatskunst die Herzen des Divans verlocken, keinen sanguinischen Hoffnungen überlassen. Baron Gehringer hat bereits in einer frühern Mission mit ähnlicher Tendenz die bittere Erfahrung gemacht, daß die österreichische Finanzweisheit gegen die russische Freigebigkeit nicht so leicht aufkommen kann. Die Stellung des österreichischen Unterthans in den türkischen Ländern ist im Vergleiche zu der eines englischen, französischen, oder gar russischen Unterthans nichts weniger als beneidenswerth, und das Verfahren welches unser Botschafter in Constantinopel, Graf Stürmer, der übrigens ein ebenso kenntnißreicher, als geachteter Diplomat ist, in derlei Fällen beobachtet, entbehrt allzu sehr jener Energie, mit der man allein den barbarischen Moslim auf die Dauer imponiren kann. Mag nun diese fehlerhafte Milde in der Persönlichkeit des Botschafters, oder was wahrscheinlicher sein möchte, in den Instructionen liegen, an welche Graf Stürmer gebunden ist, und die ihm vom Ballplatz in Wien zugesendet werden, genug, die üblen Folgen dieses scho-

nenden Systems bleiben nicht aus und treten leider überall auf die betrübendste Art zu Tage. Die Donauschiffahrt des österreichischen Lloyd auf der untern Strecke des Stroms und auf der Seelinie hat mancherlei Plackereien zu erleiden und steht sich einem Zustande der Unsicherheit und der Rechtlosigkeit überliefert, der selbst das redlichste Streben einschüchtern, den feurigsten Eifer ermüden muß. Aberne, von der Bestechlichkeit und von Bosheit dictirte Verordnungen hemmen den Lauf ihrer Schiffe und berauben sie monatelang der Frequenz, welche ihnen der Natur der Sache nach und ohne die tölpische Dazwischenkunft einfältiger Satrapenlaune zugefallen wäre. Noch neuerlich war die Gesellschaft genöthigt, die ihr gehörigen Schmieden und Maschinenwerkstätten in Therapia, auf den einfachen Wunsch des Kapudan Pascha, der hohen Pforte käuflich zu überlassen, wofür dann freilich der Lloyd-Director Herr Bruck einen türkischen Orden und Herr Marinitsch, der Leiter jener Etablissements, eine kostbare Tabatiere zum Zeichen der Allerhöchsten Zufriedenheit erhielt.

Der von dem britischen Schiffsleutnant Waghorn unternommene und in allen Zeitungen Europas vielfach besprochene Versuch, die indische Post statt über Marseille und Frankreich, über Triest und Deutschland zu befördern, hat zwar nicht den erwünschten Erfolg gehabt, da der neueste Gegenversuch mit dem französischen Dampfboot *Alexandre* ein Uebergewicht für die französische Route herausstellte, das man kaum wird mit Erfolg bekämpfen können. Der Lloyd geht zwar mit dem Plan um, ein neues Dampfschiff von 350 Pferdekraft anzukaufen und dasselbe lediglich zu diesen Fahrten für die Ueberlandspost zu verwenden, und will überhaupt kein Mittel unversucht lassen, um die indische Postbeförderung an sich zu reißen, doch dürfte ihm dies kaum gelingen, da die Franzosen gleichfalls Alles aufbieten, um in diesem Wettlauf nicht zu unterliegen. Zudem darf man nicht vergessen, daß die deutsche Route bedeutende Höhenzüge zu überwinden hat, die zumal im Winter sehr schwierig zu passiren sind und den Vorsprung so ziemlich wieder absorbiren, welchen sie in Bezug auf Eisenstraßen und Stromlinien vor Frankreich besitzen mag. Indes verdient das genannte Experiment, auch wenn dasselbe nicht zum erwünschten Ziele führen sollte, doch den entschiedensten Beifall, indem es jedenfalls die vorhandenen Kräfte aufregen und üben dürfte, so daß der Nutzen des Versuchs über Kurz oder Lang in irgend einer Art glänzend ans Licht treten wird, ist es eben auch nicht in jener Richtung, die man von Anfang her im Auge gehabt hatte. Ein schönes Verdienst um das probeweise Gelingen hat sich namentlich unser Gouverneur Graf Stadion erworben, welcher seinen ganzen Einfluß und alle Hebel seiner Macht ansetzte, um unserem Hafen den angestrebten Vortheil des indischen Brieffelleisens zuzuwenden. In finsterner Nacht harrete er mit noch einigen Beamten des

österreichischen Lloyd auf die Ankunft des Dampffschiffes welches Waghorn trug, und empfing den Engländer bei Landung mit herzlichem Glückwunsch. Der Thätigkeit des Grafen Stadion verdankt es auch unsere Stadt, daß die Interessen derselben in jüngster Zeit bei der Centralregierung in Wien mehr Beachtung finden, und eben jetzt war der Gouverneur wieder in der Residenz, um bei dem Obersten Kanzler Graf Inzaghi und dem Finanzminister Baron Kübel dahin zu wirken, daß der Bau einer neuen Börse, sowie eines Zollhauses, da das gegenwärtige nicht mehr genügt, beginnen dürfe. Auch die für uns so überaus wichtige Entscheidung bezüglich der Führung der Staatseisenbahn über Oberlaibach in das Seebecken von Bosowitz in der unmittelbaren Umgegend unseres Hafens, dürfte den dringenden und wohlmotivirten Vorstellungen zuzuschreiben sein, welche Graf Stadion hohen Orts im Interesse des Triestiner Welt-handels unterbreitete.

Der Reichthum der Stadt spricht sich am rühmlichsten in dem großartigen Walten der Gemeindebehörden aus, und in den Anstalten für die Armuth und das Siechthum der untern Volksklassen, wie dies denn in den meisten großen Handelsplätzen zu finden ist, und namentlich in der ersten Handelsstadt Deutschlands, in dem reichen Hamburg. Triest hatte bereits im 14ten Jahrhundert, wo es noch ein höchst unbedeutender Hafenort in der Halbinsel Istrien war, zwei, und im 16ten Jahrhundert 4 Krankenhäuser. Im Jahre 1819 beschäftigte sich der Magistrat schon mit dem Bau eines großen Spitals, da zerstreute Krankenhäuser dem Zweck eines solchen keineswegs entsprechen können und es immer an der gehörigen Ueberwachung fehlen muß. Im Jahre 1822 wurde endlich die Campagne Hoffmann in der Vorstadt Chiadino, 72 Fuß über der Meeresfläche und eine Miglie im Umfang um die Summe von 29,000 Gulden angekauft. Der Bau, der durch mancherlei Streitigkeiten bis zum Jahre 1836 verzögert ward, war auf 1000 Kranke berechnet, und wurde von dem Baumeister Conti mit einem Kostenaufwande von $\frac{1}{2}$ Million Gulden 1841 vollendet. Dieses solide Prachtgebäude fesselt den Blick jedes Ankömmlings schon auf der Anhöhe von Dptschina, und bildet eine der ersten architektonischen Zierden der Stadt. Das Spital ist wie gesagt für die Aufnahme von 1000 Kranken eingerichtet, allein die Geräumigkeit der herrlichen Corridors würde dasselbe im Nothfall in den Stand setzen, noch 800 Sieche mehr unterzubringen; der Krankenstand schwankt gewöhnlich zwischen 700 — 850 Personen, welche in 58 Krankensälen versorgt sind.

Ich will dieses Schreiben nicht beschließen, ohne auch einiger geistigen Regungen zu gedenken, damit es nicht ganz den Schein gewinne, als sei das geistige Leben hier völlig erstorben und nichts zu berichten, als von den jetzt so beliebten materiellen Inte-

reffen. Ich kann nicht leugnen, daß die Literatur hier einen harten Stand hat, allein das liegt in der materiellen und kaufmännischen Richtung des hiesigen Treibens und wird sich in allen Handelsstädten wiederholen. Die Lage Triests sowohl, als ganz hauptsächlich die stark gemischte Bevölkerung weisen die hiesige Literatur auf das Gebiet der literarischen Vermittlung zwischen Deutschland und Italien, und auch die hiesige Bühne hat bereits diese Aufgabe begriffen und zu wiederholten Malen zu lösen gesucht, indem sie in den Sommermonaten eine deutsche Schauspielergesellschaft berief, und durch die Gastrollen bewährter Künstler vom Hofburgtheater ihren Vorstellungen einen höhern Reiz verlieh. Von ähnlicher Tendenz ist ein Buch, das Beckhen „Die literarische Bildung der Jugend“ von Dr. Zajotti, der unlängst gestorben, und das der hier lebende Heinrich Stieglitz bei Favarger in deutscher Sprache erscheinen ließ. Zajotti war ein geistvoller Jurist und kenntnißreicher Schriftsteller, dessen Feder mehr zum Verständniß deutscher Poeten in Italien beigetragen hat, als sämtliche Uebersetzungen von Maffei u. A. Die von Stieglitz geschriebene Einleitung, welche die Hälfte des Buches einnimmt, giebt einen vortrefflichen Ueberblick der literarischen Thätigkeit in der Periode von 1518 — 1840, welche dem deutschen Leser besonders willkommen sein muß, da dieselbe genaue Detailkenntniße mit Geschmack und kritischem Urtheil vereinigt.

VI.

N o t i z e n.

Wahrhafte und erschreckliche Geschichte von der großen Volksversammlung in Trier. — Das Deutschthum in Hamburg. — Die in Voraus allgeliebte Landesmutter. — Der verbotene Shakespeare. — Prophetischer Scherz. — Die Kritiker Mosen's.

— Was die Rheinpreußen für ein gefährliches Volk sein müssen! Obwohl die Landtagsabschiede — nach einem officiellen Blatt — allgemein einen guten Eindruck hervorgebracht haben, scheint man den Leuten am Rhein und der Mosel doch nicht recht zu trauen. In Trier z. B. pflegten in einem Wirthshäuschen allabendlich einige Stammgäste zusammenzukommen — stets unter 20 Personen, denn was drüber, das ist, umgekehrt wie bei den Druckbogen, verboten und heißt im Bundestagsgesetz Volksversammlung — und was thaten diese Stammgäste? Nun sie tranken ihr Schöppchen Wein und plauderten. Aber das Schöppchen Wein war blos ein tückischer Vorwand, denn was sie dabei, und zwar ohne hochobrigkeitliche Erlaubniß, plauderten, das war, erschrecken Sie nicht, meine Herrn und Damen, das war — Politik! . . . Unglaublich! Ja, es gehen Dinge vor zwischen Stallpönnen und Buxtehude, von denen

sich mancher Staatsmann Nichts träumen läßt, obgleich man daraus die schönsten politischen Märchen componiren könnte. Genug, sie sprachen von ihren Steuern und Abgaben, von ihren Vertretern beim Landtag, kurz von tausend Angelegenheiten, welche sie nichts angingen. Wenn die Censur ein Journal beim Schreiben nicht genug im Zaum halten kann, so wird das Journal verboten; da man aber auf das Reden nicht einmal eine Censur hat, so müssen andere Präventivmaßregeln ergriffen werden. Eines Abends also macht sich die Polizei auf und intervenirt in jenem Wirthshäuschen; es waren gerade nur 11 oder 12 Personen an dem verdächtigen Tische beisammen, aber die hochweise Polizei durchschaute die List, die darin lag, daß sie stets in so geringer Anzahl zusammenkamen; sie wollten nämlich das Gesetz umgehen, indem sie sich genau an den Buchstaben desselben hielten. Die Polizei also rief: Im Namen des Bundestags! Ihr seid eine Volksversammlung! Jedermann gehe auseinander! — Und sie gingen auseinander. Der Rhein. Beob. ist entzückt über diese Maßregel, da er seine väterliche Besorgniß nicht verhehlen mag, die guten Landesfinder möchten über solchen Abendplaudereien ihr Gewerbe vernachlässigen und sich ruiniren. Der gute Professor Bercht! Man dankt es ihm nicht einmal, daß er sich dazu hergiebt, das Kindermädchen des großen Bengels von deutschem Volk zu machen. Indes der wahre Patriotismus rechnet auf keinen Dank. Noch nicht beruhigt durch jene Polizeimaßregel, hofft er, die Behörden würden das Ihrige thun. Videat Policieia, ne quid respublica detrimenti capiat! — Leider müssen wir auch das Unfreie thun, und auf die Gefahr hin, daß man uns für Denuncianten hält, offenherzig erklären, daß dergleichen Volksversammlungen, wie die in Trier, in ganz Deutschland nicht zu den Seltenheiten gehören. Ueberall, am Rhein wie in Schwaben, in Altpreußen wie in Sachsen, giebt es solche verderbliche Wirthshäuser. Wir erinnern uns, daß bei Noack in Leipzig sehr oft zwanzig, ja ein- bis zweiundzwanzig Personen an einem einzigen großen Tische zusammensaßen, lauter tägliche und regelmäßige Stammgäste, die mitunter am hellen lichten Tage, Nichts als Politik sprachen. Wäre es nicht an der Zeit, für die Größe der Wirthshausstische ein bestimmtes polizeiliches Maß festzustellen und vor Allem das Zusammenrücken mehrerer kleinen Tischen ohne obrigkeitliche Erlaubniß zu verbieten? Gewiß. — Wenn wir uns indessen das Gesetz und die Art seiner Anwendung recht überlegen, so scheint uns darin bloß eine Demonstration gegen das Ausland zu liegen. Man will Denen an der Seine und an der Themse zeigen, was wir für gewaltige und furchtbare Kerle sind. Wenn sich in England zwanzigtausend Menschen auf freiem Felde versammeln und politische Reden halten, so ist das noch gar Nichts; da kräht kein Hahn darnach, da kümmert sich keine Maus

darum. Aber zwanzig Deutsche machen schon eine Volksversammlung; wenn zwanzig Deutsche zusammensitzen, da zittert die Erde unter ihren Füßen, da kommt der Bundestag aus dem Gleichgewicht. Ja, wir sind ein ungeheureres Volk! —

— Gustav Kühne hat in der Augsb. Allgemeinen eine Reihe interessanter Reiseeskizzen: „Ueber Bremen und Hannover nach Hamburg“ mitgetheilt, worin unter Anderm nachgewiesen wird, wie Hamburg, mit seinem blühenden Handel, seiner Seefahrt, seinem praktischen Sinn und seinem republikanischen Gemeingeist, seiner Bürgerfreiheit und Selbstregierung sich stets vom Treiben im Binnenlande fern gehalten, von den deutschen Interessen abge sondert, und in politischer Hinsicht eigentlich nie zu Deutschland gehört habe und auch jetzt noch nicht gehöre. Man muß gestehen, es ist etwas Wahres dran, und es thut Einem weh zu denken, daß wir als Deutsche nicht einmal recht stolz sein dürfen auf die reiche, große Hammonia, daß die Stadt, worin das Bürgerthum sich am selbständigsten und blühendsten entfaltet hat, mehr eine fremde Colonie als ein deutscher Staat sein soll, und nichts weniger als durch nationale Bestrebungen auf diese Höhe gelangt ist. Und wir dachten und sannem: Sollte es im Herzen Hammonia's keinen Winkel geben, in dem es noch ganz national und entschieden deutsch ist? Gibt es, außer der Judenfresserei, (ein anrüchiges Thema, von dem man nicht gerne mehr spreche) giebt es kein zartes Band und keinen sympathetischen Faden mehr, zwischen uns und Hamburg? Keine Wahlverwandtschaft, keinen ähnlichen politischen Geschmack, an dem wir uns erkennen? — Halt, es ist gefunden! Noch ist Hamburg für Deutschland nicht verloren! In Einem Punkt ist es sogar noch viel, viel deutscher, als alle unsere festen Burgen; u =, alt = und st o c k deutsch, so zu sagen. In Hamburg wird geprügelt! Mit Rührung und Triumph haben wir diesen schönen Zug, unlängst in den Zeitungen bestätigt gefunden. Und wie wird dort geprügelt! Ohne alle Sentimentalität und Flachheit, systematisch, gründlich. Gesunde, gemüthliche deutsche Hiebe; nicht zur Strafe, sondern zur Untersuchung; wenn Einer z. B. so böshast ist, daß er nicht gestehen will. Zwar glauben wir nicht, daß Senatoren = und reiche Bürgerkinder über die Bank gelegt werden, denn ein kleiner Unterschied der Stände muß selbst in einem Freistaat herrschen; dafür werden die geringern Leute desto patriarchalischer behandelt, und einem des Diebstahls verdächtigen Hamburger ist bei der Polizeiuntersuchung jüngst so „eindringlich zugeredet“ worden, daß er erst auf dem Krankenlager hörte, der wahre Verbrecher habe sich indeß gefunden und seine Unschuld sei anerkannt. O du liebes deutsches Bürgerthum! Mit deinen gemüthlichen rothen Wausbacken und deinen gesunden Fäusten! An mehr als einem Ort hat es sich aus alten Zeiten ein Stück Souverainität erhalten, und in Hamburg ist es dadurch reich geworden. Sein

größtes und sein größter Verdienst. Aber gehet nach Lübeck, Frankfurt oder den reichsfreien Städten welche die Schweiz bilden, und fraget nach geistigem, nach politischem Fortschritt. Bei uns hat die Noth beten gelehrt, und auch das können wir noch nicht recht. Aber wo der altdeutsche Bürger quasi frei geblieben ist, da blieb er auch der zähste Feind jeder Verbesserung, besonders, wenn sie nicht seinen Beutel betraf.

— Eine deutsche Zeitung schrieb vor einigen Jahren: „Wir wissen noch nicht, ob die Princessin Olga oder Helena unsere allgeliebte Landesmutter wird.“ Diesmal ist endlich so Viel entschieden, daß Princessin Olga weder in Böhmen als zweite Libussa thronen, noch in Ungarn die Paladinin des Slaventhums darstellen wird. In allen österreichischen Herzen wird Te Deum geläutet. Einige Journale bestätigen die von uns schon früher mitgetheilte Nachricht, daß die Kaiserstochter einen württembergischen Prinzen heirathen soll. Russische Einflüsse können hoffentlich in constitutionellen Staaten nicht so bedenklich sein!

— Shakespeare ist in ganz Preußen verboten worden . . . Das ist so zu verstehen. Man wirft den jungen Dramatikern, gleichsam zur Erklärung der tausend Schwierigkeiten, die jede Bühne ihren Stücken macht, gerne vor, sie seien keine Shakespeares. Aber wenn die deutsche Poesie so glücklich wäre, einen Genius wie Shakespeare zu besitzen, was sollte aus seinen historischen Dramen, was sollte überhaupt aus ihm werden, da man fast nirgendwo einen historischen deutschen König oder seinen Vetter oder seinen Urgroßvater auf die Bühne bringen darf? Ist doch selbst Laube's „Gottsched und Gellert“ verboten worden wegen eines Prinzen Heinrich aus dem vorigen Jahrhundert. Ueber das Thema ließe sich sehr viel reden. Genug, ein preußischer Shakespeare dürfte vor Allem nicht national sein. Und das ist so deutsch, daß sich daraus allein erklärt, warum Deutschland nicht nur keinen Shakespeare hat, sondern auch nicht haben kann oder zu haben verdient. Unsere Zustände und Thaten sind zu miserabel, um eines großen Dichters werth zu sein. Wenn man schon mit den Brettern, welche die Welt bloß bedeuten, so großsinnig verfährt, so läßt sich schließen, wie groß man erst auf den Brettern der wirklichen Welt einher- und austritt.

— Der spanische General Prim wurde vor einigen Jahren von einem Leipziger Scherzblatt für einen Deutschen und ehemaligen preußischen Corporal Preuß ausgegeben; die Mystification glückte und lief durch alle Zeitungen von Augsburg bis Hamburg; eben so wie General Amettler mit dem Journalisten Rudolph Mettler identificirt wurde. Nun zeigt es sich, aus einer Bekanntmachung des Herrn von Suckow, daß Prim, Graf von Neuß, der Sohn einer Deutschen ist. Es ist also doch etwas Wahres an dem Scherz gewesen. Unsere

deutschen Mystificationen sind unwillkürlich prophetisch; wenn das so fortgeht, wird am Ende auch die preussische Constitutionsfrage zur Wahrheit.

— Der Freundesenthusiasmus, welcher sich in unserer heutigen Literatur nur zu oft eine breite Bahn bricht, spricht auch laus Adolph Stahr's neuester Brochüre, betitelt: „die moderne Tragödie und Julius Mosens Trauerspiel Don Johann von Oesterreich.“ Dagegen muß die dramaturgische Exposition des Stückes mit vollstem Lob anerkannt werden, wenn man gleich nicht mit dem Urtheil übereinstimmen kann, daß Julius Mosens im Johann von Oesterreich den Kranz der modernen Tragödie vollständig errungen habe. Ueber den Werth des Stückes hat sich jedenfalls J. Mendelssohn kritisch richtiger in „Eine Ecke Deutschlands; Reiseskizzen, Charaktere und Zustände,“ wengleich nur beiläufig ausgesprochen. Ueberhaupt ist diese Brochüre gerade in Hinsicht auf Oldenburger Theater- und Literaturzustände wohl am bemerkenswerthesten, während ihr übriger Inhalt bloß eine höfliche Visitenkarte für Oldenburg, ein Zeichen dankbaren Andenkens für freundliche Aufnahme zu sein scheint. — U —

Zur Erklärung. In Bezug auf den Artikel „Ständisches in Böhmen“ (Grenzboten Nr. 3.) ist uns aus Prag eine Reclamation zugekommen, „zum Privatgebrauch“ (!) wie der Herr Einsender sich ausdrückt. Mit Privatberichtigungen und Privatpolemik ist jedoch keiner politischen Sache gebient. Wir wollen nicht in Abrede stellen, daß der erwähnte Artikel an Einseitigkeit leidet und die Bestrebungen der Herren Stände Böhmens noch eine ganz andere Beleuchtung zulassen. Allein warum gibt sich keiner der beteiligten Herrn die Mühe, der öffentlichen Meinung in Deutschland über ihre Tendenzen und den wahren Gehalt ihrer Bestrebungen Aufschlüsse zu verschaffen? Seit mehreren Wochen läuft ein vages Gerücht durch die deutschen Journale: die böhmischen Stände haben eine außerordentliche Versammlung gehalten, bei der es sehr stürmisch zugegangen sei. Nun kommt uns ein Bericht zu, der einiges Licht auf diese Sache wirft. Sollten wir ihn etwa zurückweisen? Ist die Beleuchtung partheiisch, einseitig, leidenschaftlich, um so mehr ist es Pflicht, ihn öffentlich zu widerlegen. Unsere Spalten stehen bereitwillig jeder Widerlegung offen; ausführliche und freimüthige Berichte über die ständischen Bestrebungen Böhmens werden uns stets willkommen sein. Die genannten Herren Stände besitzen in ihrer Mitte manche publicistische erprobte Feder, und unsere Discretion hat sich hoffentlich seit dem fünfjährigen Bestehen unseres Blattes hinlänglich bewährt.

Die Redaction der Grenzboten.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.

Druck von Friedrich Andrá.